

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 9

Artikel: Drei aussergewöhnliche Menschen : Kardinal Giuseppe Gasparo
Mazzofanti - Legionsrat Emil Krebs - Dr. G. Rückle
Autor: Winter, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667205>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ans Ziel.

Gestern ein Rieseln
Im weichen Eise,
Heute ein Bach
Auf der Frühlingsreise,

Gestern ein Kind
Mit Schleif und Band,
Heute Jungfrau
Im Festgewand; —
Wohin? Wer weiß?
Und wem der Preis?

Frage die Biene,
Wohin sie fliegt,
Frage die Hoffnung,
Wo Eden liegt!

Joh. Georg Fischer.

Drei außergewöhnliche Menschen.

Kardinal Giuseppe Gasparo Mezzofanti. — Legationsrat Emil Krebs. — Dr. G. Rüdke.

Von Hans Winter.

In den gewaltigen Büchersälen der berühmten vatikanischen Bibliothek, die ständig von Besuchern aller Nationen wimmelte, wirkte in den Jahren 1833 bis 1838 ein kleiner, ältlicher Herr. Mit erstaunlicher Beweglichkeit wand er sich durch die Menge der Anwesenden, freundlich bald hier, bald dorthin grüßend. Sich eben mit einer Schar Engländer unterhaltend, wendet er sich im nächsten Moment einem jungen Studenten zu, der auf japanisch eine Frage an ihn richtete, erteilt dann fast gleichzeitig einem Spanier Auskunft, und spricht gleich darauf mit einem Schweden, der eine alte Handschrift sucht. Deutsche, Franzosen, Spanier, Russen, Polen, Japa-

ner, Holländer, Dänen, Chinesen, Griechen, Türken, Perser, Rumänen, Araber — wen immer die Reiselust oder das Studium nach dem alten Rom führte, um von den Bücherschätzen der vatikanischen Bibliothek zu profitieren — alle fanden bei dem kleinen Mann freundliche Auskunft auf ihre Fragen und alle — in ihrer heimischen Mundart...

Der Mann mit dieser erstaunlichen Sprachkenntnis war der erste Kustode der vatikanischen Bibliothek und spätere Kardinal Giuseppe Gasparo Mezzofanti, eines der größten linguistischen Genies, die je gelebt haben. Über siebenzig Idiome sprach er gegen Ende seines Lebens mit



St. Christoph am Arlberg (1800 m).

mehr oder weniger großer Sicherheit. Das ist um so erstaunlicher, als Mezzofanti niemals über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgekommen war. Lord Byron, der den berühmten Kardinal in Bologna besuchte, sagte über ihn: „Keines Menschen erinnere ich mich, den ich das zweite Mal sehen möchte — Mezzofanti ausgenommen, ein Sprachenungeheuer, eine wandernde Polyglotte, ein Mann, der zur Zeit des Turmbaues zu Babel als allgemeiner Dolmetscher hätte leben müssen.“

Das Erlernen der Sprachen machte Mezzofanti — wie er einst an den bekannten Orientalisten de Rossi schrieb — nur wenig Mühe, denn außer einem phänomenalen Gedächtnis besaß er eine unglaubliche Biegsamkeit der Sprachorgane und einen wahren Spürsinn, der ihn befähigte, mit den unzulänglichsten Hilfsmitteln in die Geheimnisse einer fremden Sprache einzudringen. Wenn er mit einem Fremden zusammenkam, gleichviel welcher Nationalität er angehörte und nur die zehn Gebote und das Vaterunser herzusagen vermochte, so besaß Mezzofanti schon den Schlüssel, der ihm Einlaß in den Bau der fremden Sprache verschaffte.

So traf einmal eine Dame von der Insel Sardinien in Bologna ein, die außer dem sardinischen Patois, einem Gemisch von verdorbenem Latein und Spanisch, keine andere Sprache verstand. Das Osterfest aber war vor der Tür, und da die sardinische Dame auf die Beichte keinesfalls verzichten wollte, suchte sie angestrengt nach einem Priester, der ihre Heimatsprache verstand. Doch in ganz Bologna gab es einen solchen Priester nicht. Da ließ sich, vierzehn Tage vor dem Feste, Mezzofanti bei ihr melden und verpflichtete sich, in zwei Wochen die ihm fremde Sprache zu erlernen. Er kam jeden Tag in ihr Haus, stellte Fragen an die Dienerin, machte sich Notizen und Aufzeichnungen, und nach Ablauf der Frist war Mezzofanti die Sprache so geläufig, daß er die Beichte abnehmen konnte.

Am liebsten hielt sich Mezzofanti in der Missionschule in Rom auf, wo Knaben aller Nationalitäten erzogen und zu Missionaren ausgebildet wurden. Von einem dort lebenden Knaben, der einem kalifornischen Indianerstamm angehörte, erlernte er dessen Muttersprache derart vollkommen, daß er ein kleines Gedichtbuch in dieser Mundart herausbrachte. Von zwei weiteren indianischen Jünglingen dieses Institutes erlernte er die Sprache der Delawaren und der Chep-

pewas. Dabei vernachlässigte er keinesfalls die ostasiatischen und die afrikanischen Idiome, von denen er sich beispielsweise das Singhalesische und die Sprache der Kongoneger aneignete, die letztere Sprache sogar mit allen Dialekten.

Was waren dagegen Mithridates der Große, König von Pontus, Pico della Mirandola, Jonadab Ahanar, Sir William Jones und andere Sprachgenies, die kaum 20 Sprachen beherrschten. Sie verblaffen alle im Vergleich mit diesem Phänomen. Indessen hat sich Mezzofanti wohl viel Ehre und Ruhm, aber — wie die meisten großen Geister — mit seinem unglaublichen Gedächtnis keine großen Güter erworben, so daß ihn Papst Gregor XVI. jahrelang aus privaten Mitteln unterstützen mußte. Fast seine gesamten Einnahmen verschlangen die dazumal sehr kostspieligen wissenschaftlichen Werke, die sich bei Mezzofanti von Jahr zu Jahr immer mehr anhäuften. Seine persönlichen Ansprüche waren aber äußerst bescheiden. Er aß ungemein wenig und verschmähte es, selbst im Winter, der in Oberitalien zuweilen empfindlich kalt ist, sein Zimmer heizen zu lassen. Zudem schlief Mezzofanti nur fünf Stunden. Seine einfache Lebensweise änderte er aber selbst dann nicht, als er im Jahre 1838 mit dem Purpur des Kardinals bekleidet wurde und in den herrlichen Palast Falconiere in Rom einzog.

Kurz nach dem Tode seines Sönners, des Papstes Gregor XVI., erlag Mezzofanti (am 15. März 1849) als 75jähriger einem gastrischen Fieber. Da damals in Rom gerade die Republik proklamiert war und man fürchtete, durch einen feierlichen Leichenzug zu Ruhestörungen Anlaß geben zu können, wurde die Leiche dieses merkwürdigen Mannes in der Titelfirche S. Onofrio auf dem Janikulus in aller Stille beigesetzt.

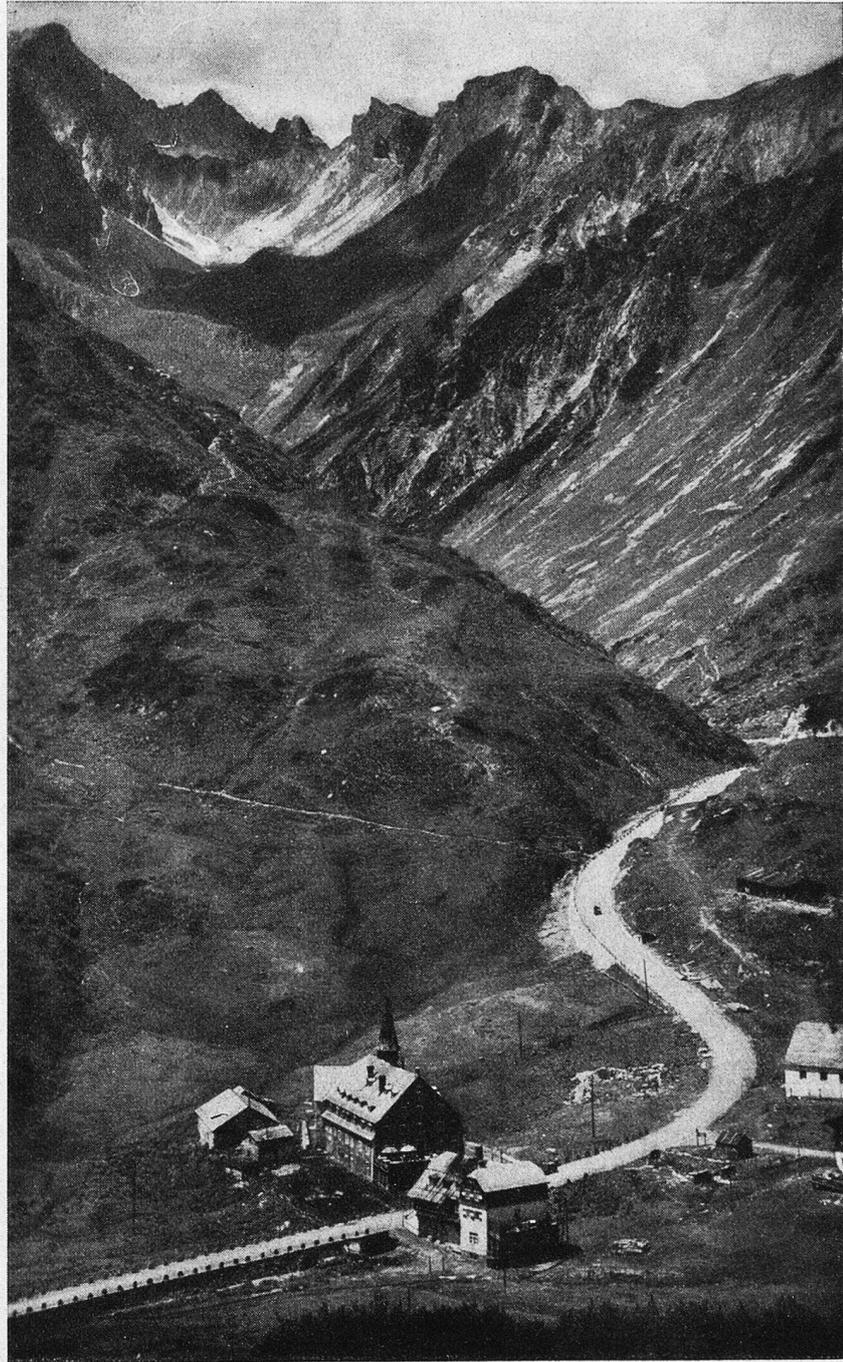
Viele Jahre behandelte die Welt das Problem dieses menschlichen Naturwunders, und die Wissenschaft versuchte vergebens, die unerklärlichen Fähigkeiten Mezzofantis zu enträtseln. Da machte plötzlich, am Ende des 19. Jahrhunderts, der Sohn des kleinen Zimmermeisters Krebs aus der schlesischen Ortschaft Esdorf von sich reden, der kaum 17jährig bereits 12 Sprachen beherrschte. Das deutsche Auswärtige Amt wurde, seiner hervorragenden chinesischen Sprachkenntnisse wegen, auf ihn aufmerksam, und Emil Krebs erhielt, im Alter von 25 Jahren, einen Dolmetscherposten nach Peking. „Der Sicherheit halber“ hat Krebs vor seiner Abfahrt noch eine

Reihe der östlichen Sprachen „miterlernt“, die er im Auswärtigen Amte „ganz bescheidenst zur gefälligen Kenntnisnahme“ bekannt gab. Dies waren: Persisch, Afghaniſch, Armeniſch, Syriſch, Koptiſch, Aethiopiſch, Demotiſch, Georgiſch, dazu noch die indiſchen Idiome Hindi, Urda, Gutscharati und die japaniſche Schrift- und Umgangſprache.

Im Lande der Mitte erlernte der inzwiſchen zum Legationsrat beförderte Emil Krebs noch Mandſchuriſch, Mongoliſch, Tibetiſch, Koreaniſch, Buchariſch, Siameſiſch, Malaiiſch und Birmaniſch. Er wurde zum unentbehrlichen Mitglied der deutſchen Geſandſchaft und der eigentliche Wortführer bei zahlloſen Verhandlungen. Sogar die chi-neſiſche Regierung hat ſich des öfteren an Krebs gewandt, um ſich ſeine Hilfe bei den Überſetzungen ſchwieriger chi-neſiſcher Urkunden zu ſichern.

Aber nicht nur in China war Krebs unentbehrlich; im Sprachendienſt des Auswärtigen Amtes in Berlin, wo er nach dem Ausbruch des Weltkrieges arbeitete, erſetzte der vielſeitige Legationsrat — 30 Außenmitarbeiter. Und obwohl ſein Arbeitspensum auf vielerlei Gebieten ganz gewaltig war, ſo fand der ſchon alternde Mann dennoch Zeit, ſich nunmehr mit den lebendeneuropäiſchen Sprachen zu beſchäftigen: Portugieſiſch, Rumäniſch, Sloweniſch, Alban-iſch, Tſchechiſch, Serbokroatiſch, Schwediſch, Däniſch, Norwegiſch, Holländiſch, Bulgar-iſch, Ungariſch, Finniſch, Eſt-niſch, Lettiſch, Irländiſch, und außerdem Gäl-iſch, Javan-iſch, Suaheli, Baſkiſch und Iſlän-diſch nahm er mit Leichtigkeit in ſich auf.

Aber, gleich dem Kardinal Mezzofanti, konnte der Legationsrat Krebs ſein eminentes Wiſſen nicht in genügendem Maße fruchtbringend anlegen. Während ſich der Kardinal damit be-



St. Christoph am Arlberg (1800 m).

gnügte, ſeine Sprachkenntniſſe in den Dienſt der katholiſchen Kirche, dem ſogenannten Kollegium der Propaganda, zu ſtellen, brachte der Legationsrat die wertvollſten Jahre ſeines Lebens in dumpfen Amtsstuben zu und überſetzte langweilige behördliche Abhandlungen. Zu vergleichenden Sprachſtudien waren beide Männer nicht recht geeignet und teilweise wohl auch nicht befähigt, — ſie gingen ſomit für die Wiſſenſchaft verloren.

Zur Reife seines Lebens (Emil Krebs starb am 2. April 1930, 62 Jahre alt) hat der Legationsrat 59 Sprachen perfekt gesprochen und über 100 verstanden, gelesen, übersetzt. Es ist schwer zu sagen, ob Krebs oder der Kardinal Mezzofanti auf diesem Gebiet den Rekord geschlagen hat. Denn auch der Kardinal soll 70 Sprachen mit mehr oder weniger großer Gewandtheit gesprochen haben, von denen er zudem noch 38 in verschiedenen Dialekten redete.

Mag dem sein, wie es ist; zwei ganz phänomenale Köpfe sind Krebs und Mezzofanti unbestritten gewesen, die in die Geschichte der menschlichen Naturwunder für alle Zeiten eingehen werden. Ihnen zur Seite steht, was schnelle Auffassungsgabe und unerklärliche Gedächtnisstärke anbelangt, noch der Frankfurter Mathematiker Dr. Gottfried Rüdke, ein Rechenwunder, das man viel bewundert, aber niemals verstanden hat. Rüdkes Hirn hat schneller gearbeitet als die modernste elektrische Rechenmaschine, die von geschulten Mathematikern bedient wurde. Potenzierungen dritten und vierten Grades, Wurzelziehungen usw. löste er spielend im Kopfe, als seien es einfache Multiplikationen zweistelliger Zahlen.

Der Tübinger Professor Dr. Oswald Kroh schrieb ein äußerst interessantes Werk über Rüdke, das er „Eine einzigartige Begabung und deren psychologische Analyse“ benannte. In diesem Werk faßt Prof. Kroh die Resultate der jahrzehntelangen Untersuchungen am Rechenwunder Rüdke zusammen, die an verschiedenen deutschen Universitäten unter strenger Kontrolle

durchgeführt wurden. Am bemerkenswertesten ist hierbei, daß Rüdke (der im allgemeinen an keiner Rechenregel festhielt und alle billigen Hilfsmittel scheute) stets das visuelle Rechnen vorzog, das heißt er sah die Ziffern im Geiste gleichsam wie auf einer Rechentafel aufgeschrieben.

Rüdkes niemals bestrittener Weltrekord im Rechnen hat sich am schlagendsten auf der 1904 in Paris stattgefundenen Weltkonferenz der Rechenkünstler ergeben, wo den Anwesenden eine äußerst schwere Aufgabe gestellt wurde. Zum Ausrechnen dieser Aufgabe gebrauchte Rüdke kaum mehr als eine halbe Stunde, während der zweite Sieger hierfür — 35 Stunden benötigte. Das Auswendiglernen einer Zahlenreihe von 100 Ziffern nahm bei Rüdke die Zeit von 1 Minute und 40 Sekunden in Anspruch, während er Quadrate dreistelliger Zahlen in 0,5 Sekunden, zweistellige Zahlen zur dritten Potenz aber in 0,9 Sekunden löste.

Und noch eine unheimlich anmutende Merkwürdigkeit, über die man immer mehr staunen muß, je mehr man darüber nachdenkt: Rüdke konnte über jeden Tag seines Lebens Bericht erstatten! Bis zu seinem 17. Jahre wußte er über jede Stunde, über jedes Detail Bescheid. Stichproben haben es bewiesen — unfehlbar — genau. Es scheint unfaßbar, aber Menschen, die Rüdke kannten, behaupten es, und sie sagen, er sei absolut kein Genie gewesen, vielmehr — „der einzige Normale unter einer Welt voll Degeneraten“ — Rüdke starb, ebenso wie Krebs, am Gehirnschlag, am 23. September 1929, fünfzig Jahre alt.

Fasten.

Aschermittwoch: ein Kaltwassersturz. Zerplatzt wie Seifenblasen die goldnen Fastnachtträume. Buße in Sack und Asche. Der tollen Narrenzzeit folgten auf dem Fuße die seit dem 4. Jahrhundert durch die Kirche eingeführten „Quadragesimal-Fasten“, ein nach dem Vorbild Christi vierzigtagiges Fasten vor Ostern. Und der Zweck dieser Fastenzeit: innere Reinigung und Heiligung als würdige Vorbereitung für eine gnadenreiche Osterfeier.

Zwei Urvrüde völlig gegensätzlicher Natur sind's, die den Menschen zum Fasten drängen. Bei erschütternder Trauer, die das Seelenleben bis auf seine Tiefen aufwühlt und den Lebenswert verdunkelt, den Selbsterhaltungstrieb aus-

schaltet und den Lebenswillen auf den Nullpunkt sinken läßt, verweigert der Körper automatisch die Nahrungsaufnahme. Leidenschaftliche Hingabe an eine Problemlösung, bis zur Selbstvergessenheit gesteigerte geistige Ergriffenheit des Künstlers bei der Gestaltung einer Idee lassen Hunger und Durst gar nicht zum Bewußtsein kommen. Der Spekulant und der Babanque-Spieler vergessen in der Leidenschaft ihres Tuns des Leibes Notdurft. Dieser Nahrungsverweigerung, die man die passive Form des Fastens nennen könnte, würde dann die aktive Form der Abstinenz gegenüberstehen, die sich der Mensch zur Erreichung eines bestimmten Zieles selbst auferlegt oder der er sich pflichtgemäß unterzieht,